

Die „Neue SPD“ (2004) der Netzwerker: kein schlüssiges Gesamtkonzept

Ganz gegen ihre Gepflogenheiten hat sich die Friedrich-Ebert-Stiftung bemüht, eine offensive und öffentliche Hilfestellung zu geben und ein Buch mit dem Titel „Die neue SPD“ (Bonn 2004) herausgegeben, das auf einer Tagung mit Beiträgen von aufstrebenden jüngeren SPD-Politikern und Politikerinnen („Netzwerker“) sowie parteinahen Wissenschaftlern basiert. Die Unterzeichner eines in dem Buch dokumentierten Programmentwurfs sehen sich selbst explizit als „Sozialdemokraten und Sozialdemokratinnen der ‚nach-68er-Generation‘“, die versucht, „Antworten unserer Generation“ zu finden (S. 299). So ganz ernst scheint das mit dem „Generationenprojekt“ aber denn doch nicht gemeint zu sein: Für die große Hilfe bei der Ordnung der eigenen Gedanken wird insbesondere Thomas Meyer von der Friedrich-Ebert-Stiftung gelobt, dessen Geburtsjahr (1943) ihn nicht gerade als „nach 68-er“ ausweist.

Insgesamt kommt man nach der Lektüre des Buches leider zu dem Eindruck, dass SPD und Regierung an den „Netzwerkern“ in ihrer jetzigen Verfassung nicht genesen werden. Eine zusammenhängende Analyse gesellschaftlicher Realitäten wird nicht vorgelegt, konsistente politische Visionen werden nicht entwickelt, viele Referenten-Texte mit nichtssagenden Politiker-Formeln werden präsentiert. Hervorragende Beiträge ausgezeichneter Wissenschaftler (z. B. Jürgen Kocka, Fritz Scharpf, Michael Zürn) werden nicht in ein politisch (be-)greifbares Gesamtkonzept integriert.

Für Nina Hauer ist schlichtweg gerecht, was Arbeit schafft (S. 197) – Wolfgang Schroeder sieht in solchen Verkürzungen die Preisgabe des Reformanspruchs der Sozialdemokratie (S. 238). Nicolette Kressl und Caren Marks loben die Agenda 2010 als geniale Erfindung (S. 202), Wolfgang Schroeder arbeitet Schwächen des Konzepts heraus (S. 236). Paul Nolte empfiehlt, die Partei solle auf den Begriff des demokratischen Sozialismus verzichten (S. 30), Jürgen Kocka plädiert für seine Beibehaltung (S. 64). Der Umweltpolitik wird das letzte Kapital gewidmet, und Frank Decker kommt zu dem Schluss, diese sei „ein Opfer ihrer eigenen Erfolge“ (S. 287) geworden. Das „deutsche Innovationsmodell“ wird im vorletzten Kapitel auf 13 Seiten abgehandelt.

Gesine Schwan hat der SPD-Programmkommission in einer Rede am 17.6.2004 nahe gelegt, über „die sozialen Gegensätze und Ungerechtigkeiten der sich

entwickelnden kapitalistischen Industriegesellschaft“ nachzudenken und eine „moderne Politik zur Bändigung kapitalistischer Wirtschaft“ zu entwickeln; Peter Glotz hat schon vor 5 Jahren den von Dan Schiller (1999) geprägten Begriff des „digitalen Kapitalismus“ in die Diskussion eingeführt (1999). Die „neue SPD“ erwähnt den Begriff nur kurz (Hans-Peter Bartels, S. 48). Für die „Netzwerker“ spielt eine umfassende Gesellschaftsanalyse keine Rolle – mit der Folge einer schweren Verwirrung: Kapitalisten existieren anscheinend nur noch in Form von (ehemaligen) Arbeitern. Christoph Matschie: „Aus dem traditionellen Industriearbeiter ist der moderne Wissensarbeiter geworden. Sein wichtigstes Kapital ist sein Wissen, er wird zum individuellen ‚Wissens-Kapitalisten‘“(S. 174). Wer als Wissenschafts-Staatssekretär solchen Unsinn schreibt (oder schreiben lässt), sucht sich in der Tat besser einen anderen Arbeitsplatz.

Wenn man sich bemühen würde, aus dem „Steinbruch“ der „neuen SPD“ die überzeugenden Elemente eines Zukunftsentwurfs herauszudestillieren, könnte damit durchaus eine Grundlage für weitere Diskussionen geschaffen werden. Immerhin stimmen die Ansprüche des Einleitungsteiles: Hans Martin Bury und Ute Vogt fordern, „dass wir ehrlich und wahrhaftig sind und die Realität so zur Kenntnis nehmen, wie sie ist“ (S. 16). Der Vorsatz ist gut, aber der „Aufbau Ost“ wird von der „neuen SPD“ beispielsweise genauso wenig thematisiert wie z. B. Probleme im Zusammenhang mit der Zuwanderung oder der Gewalt in der Gesellschaft!

Wichtig ist der Appell von Sigmar Gabriel: „Die SPD ist eine Partei, die einen Hoffnungs- und Utopieüberschuss braucht“ (S. 17); im Gegensatz zu Minister Wolfgang Clement und Altkanzler Helmut Schmidt betont Sigmar Gabriel ausdrücklich: „Wer Visionen hat, braucht keinen Arzt, sondern wird Architekt“ (S. 19). Aber auch das Buch der „neuen SPD“ hat das von Sigmar Gabriel Mitte 2004 in einem Interview mit der Neuen Gesellschaft/Frankfurter Hefte noch einmal beschriebene Grundproblem nicht gelöst: „Im Klartext: Die SPD hat momentan keine Idee von sich selbst [...] Jetzt ist die Partei in einer Situation, wo man den Eindruck gewinnt, dass sie erschöpft, schlimmer noch: in einem Wachkoma ist“ (Nr. 7/8 2004, S. 84, 87).

Edgar Einemann